

LABORE, DENKFABRIKEN UND NOBELPREISE

Um mit herausragenden Forschungsergebnissen zu brillieren, brauchen junge Wissenschaftler einen langen Atem. Stipendien, eine internationale Karriere und das Gefühl, die Welt zu verbessern, winken in der Regel nur dem, der die alltäglichen Frustrationen meistert und allen Widerständen zum Trotz nie den Glauben an sein Projekt verliert. //

Text // Jan Thomas Otte
Foto // thinkstock

Idealismus liegt in der Luft, ein „Wir wollen die Welt verändern“. Es wird diskutiert über Ethik, Frauenrechte, Gesundheitssysteme in Entwicklungsländern oder ganz konkret, eine HIV-Impfung. „Eine rundum bereichernde Erfahrung“, resümiert Anna-Sophia Wahl, Mitte 20. Eines Morgens habe sie eine Nachricht auf ihrer Mailbox gehabt, vom Dekanat der Medizinischen Fakultät der Universität Heidelberg. Sie solle bitte zurückrufen, man würde sie gerne für das jährliche Treffen der Nobelpreisträger am Bodensee nominieren. Lebenslauf und Motivationsschreiben schickte sie per E-Mail. Alle anderen Formalitäten übernahm die Uni. Die Boehringer-Ingelheim-Stiftung unterstützte die Teilnahme finanziell.

Lindau – das sei für sie eines dieser „Once in a lifetime“-Erlebnisse, die auch Jahre später noch prägen, sagt die angehende Medizinerin. Die unkomplizierte Art der Nobelpreisträger unter 500 Nachwuchsforschern habe sie dabei viel mehr beeindruckt als ihr Prestige. Alle hätten ihre Erfahrungen gerne geteilt, am Kaffeetisch gaben sie auch manchen Karriere-Tipp. Für Anna-Sophia Wahl war es eine Mischung aus Nostalgie und Philosophie: „Schwelgen in Erinnerungen, die entscheidend für Durchbrüche in der Forschung waren. Und Sinnieren, was die Zukunft an Innovationen bringt.“ Ihre eigene Zukunft hat die junge Heidelbergerin, deren Medizinstudium mit einem Stipendium der Konrad-Adenauer-Stiftung gefördert wird, fest im Blick: Nach einer ersten Auslandsstation in der Schweiz absolviert sie zurzeit ihr Praktisches Jahr in den USA. Die Promotion, für die sie unter anderem Mäusehirne aus dem Kühlschrank seziierte, wartet bereits vor ihrem Examen auf die Veröffentlichung.

WENN ES GUT LÄUFT, IST DAS FORSCHEN WIE KINDERKRIEGEN

Was Anna-Sophia Wahl antreibt, ist die Neugier. Sie gibt ihr das nötige Durchhaltevermögen, wenn es mal nicht weitergeht. Permanenter Schlafmangel, gefühlte Endlosdiskussionen mit dem Professor, Routine-Jobs im Halbschlaf – die größte Herausforderung besteht für die Nachwuchsforscherin zumeist darin, die Balance zu finden zwischen Studium, Labor und Privatleben.

Wenn es gut läuft, sagt sie, sei das Forschen fast wie Kinderkriegen: „Man brütet ewig an einer Sache rum, mitunter ist es mehr als mühsam.“ Spätestens aber, wenn einem die Ergebnisse vorliegen würden, sei alles Leid vergessen.

Steffen Eccarius, Mitte 30, widmet sich beim Energieversorger RWE eher technischen Problemen, unter anderem dem Thema „E-Mobility“. Zuvor forschte auch er an der Hochschule, der TU Karlsruhe. Nach einem Intermezzo als Unternehmensberater weiß Eccarius, was man braucht, um Spitzenforscher zu werden: „Neugierde und die ‚innere Unruhe‘“, rät der beim Fraunhofer Institut promovierte Ingenieur und ergänzt: Aufgeschlossenheit gegenüber Kollegen und anderen Disziplinen. Verständnis dafür, dass einem die besten Ideen oft unverhofft kommen, nicht am Arbeitsplatz. Durchhaltevermögen, eine hohe Frustrationstoleranz, auch mal Nein-Sagen können. Beim Zusammenschreiben seiner Forschungsergebnisse habe er als Bürostuhlakrobat außerdem einen starken Rücken gebraucht. So manche Hürde habe er auf dem Weg zum Dokortitel meistern müssen, das Erfolgserlebnis hinterlasse dafür aber auch einen umso nachhaltigeren Eindruck. „Wenn komplexe Sachverhalte sich plötzlich darstellen lassen“, schwärmt er. Das ging ihm in der Forschung, dem Consulting und jetzt im Konzern ähnlich. Er nennt es die Kunst, analytisch zu arbeiten: Probleme erkennen, strukturieren und hoffentlich auch lösen zu können.

„MAN MUSS TEIL DIESER FORSCHUNGS-COMMUNITY WERDEN.“

Statt wie Eccarius in der Wirtschaft Karriere zu machen, arbeitet Florian Markowetz, ebenfalls Mitte 30, lieber weiter an überschaubaren Instituten. Gemeinsam mit 20 anderen Gruppenleitern baut der Diplom-Mathematiker seit einigen

Jahren ein neues Institut auf, „Cancer Research“ lautet die Aufgabe. An der Cambridge University in England ist er als „Junior Group Leader“ der Jüngste. Wie man an einen solchen Job kommt? „Umtriebigkeit“, sagt er. „Man muss Teil dieser Forschungs-Community werden.“ Das gehe nur, indem man internationale Konferenzen besucht, viel mit Leuten redet, selbst Seminare organisiert. „Und auch sonst auf dem Laufenden bleibt, was aktuelle Forschungstrends angeht.“

Seit 2009 leitet Markowetz ein Team mit mehreren Mitarbeitern: „Ich muss jetzt viel langfristiger planen, mehr an den großen Zusammenhängen arbeiten“, sagt er. Nicht mehr selbst an den Daten vorm PC zu sitzen, sei zunächst schon etwas seltsam gewesen, gibt er zu. Stattdessen seien nun Soft Skills wie Führungsstärke gefragt, die ihm in der Wissenschaft so niemand beigebracht habe. Wie die meisten Forscher hat auch Markowetz lange an Projekten „rumgewurschtelt“ – oftmals ohne einschätzen zu können, ob sich der Einsatz lohnt und sie am Ende ein ernstzunehmender Beitrag zur Forschung werden. „Bloß weil ich etwas spannend finde, heißt das ja nicht, dass der Rest der Welt das auch tut“, sagt der Diplom-Mathematiker, der nebenbei auch noch Philosophie studiert. Den Großteil seiner Zeit widmet er momentan allerdings dem Thema Bioinformatik in der Krebsforschung. „Das Spannendste daran ist, dass ich dabei jeden Tag mit Kollegen aus völlig verschiedenen Disziplinen zusammenarbeiten kann.“ //

